

Predigt

20. August 2023
Petruskirche
Petershagen

Bischof Dr. Christian Stäblein

Liebe Gemeinde, der Kirchturm Ihrer schönen Petruskirche, die ich heute das erste Mal erleben darf, ist ein richtiger Himmelsfinger, wie sich das gehört. Kirchtürme, heißt es ja, sind Fingerzeige Gottes – und Ihrer scheint mir besonders schön, auf dem Turm noch die Glockenspitze, in der Anmutung das, was man sonst einen Dachreiter nennt, hier also ein Turmreiter, wie ein ausgestreckter Zeigefinger sozusagen, einer, der sagt: seht, da, seht hinauf, seid gewiss, etwas ist über Euch, schirmend, schützend, bergend, weisend.

Wenn ich mich von dieser Fingervorstellung einen Moment mitnehmen lasse, stehen mir die drei vielleicht bekanntesten Fingerzeige der christlichen Geschichte vor Augen. Bevor Sie jetzt Sorgen vor einer Geschichtsstunde oder einem kunsthistorischen Vortrag bekommen, ganz kurz: der Gottesfinger und Adamsfinger bei der Erschaffung der Welt, Michelangelo, Sixtinische Kapelle in Rom, 16. Jahrhundert, bis in Werbeclips und vieles andere ist dieses Bild von den zwei Zeigefingern, die sich fast berühren und so das Neuwerden aus dem Nichts vorstellen, vorgedrungen. Ich würde behaupten: fast jedes Kleinkind kennt diese Vorstellung, die Berührung der Finger ist der Moment, in dem Gemeinschaft wird – nicht umsonst geben wir uns auch nach und trotz Corona wieder die Hand zum Gruß. Welt entsteht nicht ohne Berührung.

Der erste Fingerzeig also die Schöpfung, der Zeigefinger Gottes. Der zweite dann der von Johannes dem Täufer, als er Jesus sieht: Seht, Gottes Sohn, Gottes Lamm, seht ihn, ich, Johannes, bin nur der Hinweisgeber, der Wegweiser, der, der auf Jesus weist und dabei von sich weg weist. Wegweisen durch wegweisen, durch zeigen, sonderbarerweise ist ja praktisch zeitgleich zur Ausmalung der Sixtinischen Kapelle in Rom auch der Isenheimer Altar entstanden, von dem ich vor allem eines im Kopf habe.

Das Bild von einem Johannes mit einem extrem langen Zeigefinger, in der linken Hand hält er ein Buch, der rechte Arm ist leicht angewinkelt, der Zeigefinger zum Kreuz weisend ausgestreckt, fast leicht hochgebogen dabei. Seht, da, der Retter der Welt für Euch leidend. Seht, er nimmt von Euch Euer Leid. Der erste Finger die Schöpfung, der zweite der Wegweiser zur Erlösung.

Und der dritte? Ein ganz anderer, aber mindestens so wirksam, so vertraut, so bekannt – und so komme ich heute überhaupt auf diesen Bogen vom Kirchturm über die Bilder. Der dritte Finger begegnet uns heute in unserem Predigttext, den wir als Evangelium gehört haben: Ich danke dir, Gott, betet der Pharisäer, betet der angesehene Fromme in der Geschichte, ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die anderen und auch nicht wie dieser, dieser Zöllner da. Und ich denke, wollten wir diese Szene, wollten wir ein Bild von dieser Geschichte malen – im Religionsunterricht, im Konfirmandenunterricht, in der Kinderkirche oder für eine Kapelle als Ausmalung, wir würden einen Zeigefinger hinein malen, man spürt ihn förmlich, auch wenn er da nicht steht. Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie dieser.

Der dritte Finger: die vertraute, die menschliche Unart der Selbstüberhebung, das Zeigen mit dem Finger, die Selbstbestimmung durch Herabsehen auf andere. Wie lange haben wir konfessionell über Jahrhunderte die Geschichten genau so erzählt: Ich danke Dir, Gott, dass ich evangelisch und nicht katholisch nicht, dass ich nicht wie diese da meinen muss, ich müsse mir deine Zuneigung verdienen, Gott, gut, dass ich nicht so bin wie diese. Aber man merkt ja schon beim Aussprechen: Aus ist's da mit der Zuneigung, auch der Zuneigung Gottes, wenn ich mich selbst so begreife, das Leben so vergiftet, der Glaube toxisch. Geht auch umgekehrt, wir wissen das: Ich danke Dir, Gott, dass ich nicht evangelisch bin und also zerstritten und meinend, man müsse nichts tun, ich danke dir, sagen die anderen, dass ihnen das erspart geblieben ist.

Hate speech religiös hat das der frühere Bundespräsident und bleibende Pfarrer Joachim Gauck genannt, Hassrede der Konfessionen, jahrhundertlang eingeübt und endlich, seit einigen Jahren endlich im Ansatz womöglich überwunden, jedenfalls war das Reformationsjubiläum 2017 so ausgerichtet, ökumenisch und im Eingedenken und versuchsweise Heilen der jahrhundertalten, auf diese Weise produzierten Verwundungen.

Bei einem der großen Gottesdienste jenes Jahres habe ich Joachim Gauck erlebt, beeindruckt, wie er das Ende der religiösen Hate Speech gepriesen hat und den schönen Satz gesprochen: die Zukunft des Christentums wird ökumenisch, wird gemeinsam sein – oder sie wird nicht sein. Also aufhören mit der Identitätsbestimmung durch Herabsetzung des anderen, aufhören mit diesem Zeigefinger: ich danke dir, dass ich nicht so bin wie dieser. Die vielen Stimmen als Reichtum wahrnehmen – ach, die Geschichte passt zu Ihrer Predigtreihe mit dem Hören auf die vielen Stimmen. Genau das wollen Sie doch und leben Sie hier, wenn ich es richtig verstanden habe: Hören auf die Vielen statt ignorant Zeigefinger ausstrecken. Ich nehme Ihren Kirchturm als Fingerzeig und Ihre Predigtreihe als Ansage: streckt die Hände aus, schafft Neues und klappt die abwertenden Zeigefinger ein.

Liebe Gemeinde, die Geschichte vom Pharisäer und Zöllner liebe ich auch deshalb so, weil sie zunächst einmal ziemlich einfach ist, vielleicht sollte ich lieber sagen: klar. Sie gehört nicht zu denen, bei denen man den Eindruck haben muss, Glauben sei nur was für komplex Denkende, philosophisch Geschulte – Glauben ist etwas sehr Elementares, es geht um die Grundfragen des Lebens, was mir Halt gibt, darum geht es als erstes: Wer bin ich, woraus lebe ich, welche zentralen Wegweisungen gibt es. Die sind im besten Sinne einfach. Leben wächst nicht da, wo ich mich dadurch definiere, dass ich mich von anderen abgrenze, dass ich sage: gut, dass ich nicht bin wie die, die noch nicht vegan essen oder umgekehrt: die, die sich vegan ernähren. Gut, dass ich nicht so ein Kriegstreiber bin wie die, die für Waffenlieferungen sind.

Oder, anders herum, gut, dass ich nicht so verantwortungslos bin wie die, die gegen Waffenlieferungen sind. So rum und so rum – was nicht funktioniert, ist die Selbstbestimmung durch Abwertung der anderen. Vielstimmigkeit ist Reichtum, ist die Herausforderung sich auseinander zu setzen, ist die Aufgabe zuzuhören, den eigenen Weg und die eigene Lebensweise nicht verabsolutieren. Ich faste zweimal die Woche, sagt der Fromme, ich gebe den Zehnten. Ich esse kein Fleisch, sagt der Fromme. Ich fahre kein Auto. Ich fliege nicht in den Urlaub. Ich spende für Menschenrechtsorganisationen. Das ist gut, das ist super. Aber das ist kein Grund, sich zu überheben. Gottes Liebe wird so gelebt, aber sie ist nicht davon abhängig. Vor allem aber: jede Selbstüberhebung vergiftet, macht die Lebensbeziehungen kaputt, die Gottesbeziehung toxisch – vergiftet.

Also die Geschichte, die Jesus erzählt, ist so schwer nicht. Aber sie hat eine große Tücke, ich ja Falle. Und ich, wir sind schneller drin in der Falle als wir denken. Dann steckt der Finger so richtig in der Wunde. Die Falle? In der ich jetzt auch schon dreimal war in der Predigt? Die Falle? Im Verborgenen sagen, denken: Gott, ich danke Dir, dass ich nicht so ein Pharisäer bin, dass ich nicht so einer bin wie der, der sich fromm dünkt, aber falsch ist, weil er sich über andere überhebt. Das ist die große Falle der Geschichte: sich selbst überheben im sich überheben über die, die sich überheben. Sie meinen, ach ist doch nur ein Randaspekt?

Dann gehen Sie nachher in eines der umliegenden Cafés und schauen mal auf der Karte, ob es unter den Kaffees auch einen sogenannten Pharisäer gibt, also einen Kaffee mit Sahnehaube, viel Süße und unter allem versteckt auch braunen Rum. Es ist der bis auf die Speisekarte geronnene Beweis, wie sich die christlichen Gesellschaften über Jahrhunderte also über die Pharisäer überhoben haben, wie sie diese zum Synonym der Falschheit gemacht haben – obwohl die Gruppe der Pharisäer zur Zeit Jesu nichts als fromme Menschen waren, nichts als Menschen, die erstmal nur eine andere Stimme waren als die der Jünger Jesu.

Aber aus den Geschichten, insbesondere der von heute, sind Geschichten gegen die jüdischen Geschwister geworden. Das, was wir heute hören, hat sich nicht nur in die Kaffeekarte gemischt, sondern ist auch zu einem schrecklich antijüdischen, antisemitischen Gemisch geworden, in dem sich die Christen dadurch bestimmt haben, dass sie anders sind als die jüdischen Geschwister. Wie schrecklich und kurzsichtig und abwegig, wo doch der, auf den wir zeigen, wenn es um unsere Rettung geht, Jude ist und bleibt, Gottes Sohn aus dem jüdischen Volk.

Nichts ist abwegiger (!), als ein christlicher Glaube, der sich selbst antijüdisch bestimmt. Wir sind weg davon, hoffentlich, Ihr seid weg davon, lange schon, aber die Geschichte heute erinnert uns daran, wie die Zusammenhänge sind. Dass Sie mich recht verstehen: ich trinke gerne einen Pharisäer, bitte, bitte genießen, aber sein Name ist falsch, tappt in die Falle, die in der heutigen Geschichte steckt. Ach, weg mit diesem ausgestreckten Zeigefinger der Abwertung.

Ist nur nicht so einfach, liebe Gemeinde, nicht wahr? Sie wissen das, wir wissen das. Weil das mit dem Halt im eigenen Leben gar nicht so einfach ist, liegt es leider so oft so sehr in uns drin, in mir drin, mich dadurch zu verstehen, dass ich nicht so bin wie der oder die oder die.

Gut, dass ich nicht so jammernd bin wie der, wenn er krank ist. Und habe doch nur selbst Angst, krank zu werden? Gehört doch aber zum Leben. – Gut, dass ich nicht so selbstgerecht bin wie die? Und habe doch nur Angst, etwas falsch zu machen, Angst vor meiner eigenen, als erstes mir selbst geltenden Unbarmherzigkeit? Weil ich meine eigenen Fehler nicht aushalten kann? Gehört doch aber zum Leben. – Gut, dass ich nicht so *woke* bin und ständig korrekt wie andere. Und habe doch nur Angst, nicht wach genug zu spüren, was endlich an der Zeit ist? Gehört doch aber zum Leben? Gut, dass ich nicht so neidgeplagt bin wie der? Und habe doch nur selbst Angst zu kurz zu kommen? Weil ich auch nicht sterben will und gewahr werden, was ich alles verpasst habe und habe doch nur ein Leben? Und verpasse so in dieser Angst gerade das ganze Leben?

Gott, sei mir Sünder gnädig. Betet der andere, der Zöllner. Mehr braucht er nicht zu sagen. Mehr brauche ich nicht zu sagen, zu wissen, zu fühlen, zu glauben. Gott, sei mir gnädig. Ich kann mein Leben nicht selbst gerecht und gut und segensvoll und erfüllt machen, ja ich kann nicht mal an all den Fallen und falschen Abwegen vorbeikommen, ich bleibe immer Sünder, immer vom erfüllten Leben und vom gerechten irgendwie auch getrennt. Wenn nicht Du, Gott – ach, sei mir gnädig, dass ich annehmen, dass ich das, was das Leben vergiftet, loswerden kann, dass ich die Stimmen, die vielen, und deine Stimme hören kann. Die mich das Leben annehmen lässt. Erfüllt von Dir. Gott, sei mir Sünder gnädig. Leicht zu sagen das.

Und doch oft schwer auszusprechen. Im Grunde nichts als eben das: der Fingerzeig auf den, der da am Kreuz hängt und den Weg für diesen einen Satz frei macht. Der Fingerzeig auf den, der so neu schafft, der uns so berührt, die Adams und die Evas, wie gemalt, wie in der Sixtinischen Kapelle. Und wie hier mit dem schönen Kirchturm mit Zeigefinger oben drauf in die Mark gesetzt und uns ins Mark zielend. Zeigt nicht auf die anderen. Zeigt auf Gott, den Himmel, folgt dem Petruskirchenfinger Petershagens.

Die vielen Stimmen, ich danke Ihnen, liebe Schwester Killat und liebe Gemeinde hier, dass Sie mich in Ihre Predigtreihe eingeladen haben. Ich dachte: dann muss es doch

ein Text sein, in dem der Kern unserer Botschaft drinsteckt, sozusagen die Summe der Summen – man nennt das evangelisch gern: die Rechtfertigungslehre, die reformatorische Erkenntnis, die ich jetzt versuchte mit Worten und Fingern nachzuzeichnen. Also danke, dass ich heute hier sein darf und nicht an den anderen Sonntagen, wo die Texte längst nicht so ... ah! Erwischt! Bin ich in die Falle gegangen! Also: Gut, dass Sie diese Reihe machen und Ihrem Kirchturm alle Ehre. Er ist in Stein nichts anderes als dieses Gebet, dieser Satz: Gott, sei uns gnädig. Segne das Leben in Petershagen, segne die Vielfalt und die vielen Stimmen hier. Gott, dafür, ja: dafür danken wir. Amen.